

# Heimatbund TÖGING

## Beiträge zur Heimatgeschichte

Theodor Heuss regte 1946 in einem Zeitungsbericht an, Erlebnisse niederzuschreiben, die sich auf die Zeit des Dritten Reiches und die Zeit unmittelbar danach bezogen: „Schreibt Erinnerungen auf.“ Er dachte dabei an Darstellungen, die nichts anderes geben als Tatsachen, Beobachtungen und Erfahrungen ohne Zuspitzung, nicht ausgeschmückt, sondern sachlich und vorurteilsfrei. Bei dem nachfolgenden Bericht von Anna Dobmaier handelt es sich zwar nicht um unmittelbar Niedergeschriebenes, es ist ein Bericht, der erst 2014 entstand, aber er erfüllt doch im Hinblick auf die sachliche Darstellung die geforderten Voraussetzungen; man empfindet bei der Lektüre auch nicht den großen zeitlichen Abstand. – Anna Dobmaier, geborene Stegmayer, wohnte seit 1939 mit ihrer Mutter und ihrem Stiefvater in der Gemeinderstraße (benannt nach dem Gauleiter in Hessen), seit dem August 1945 heißt sie Ganghoferstraße. 1946 heiratete sie Karl Dobmaier, der 2010 verstarb, Anna Dobmaier starb 2017.

ANNA DOBMAIER

### Wir hassten das schöne Wetter...

...denn dann waren dauernd die Tiefflieger da. Sie schossen auf alles, was sich bewegte. Es war ein ungewöhnlich warmes Frühjahr im März und April 1945, aber wir konnten nicht mal im Garten arbeiten, oder nur sporadisch, obwohl das so wichtig für uns war, denn wir lebten fast ausschließlich von dem, was wir selbst anbauten, das waren Gemüse und Kartoffeln.

Wir waren von Kiefersfelden nach Töging gezogen, da mein Stiefvater in der Gießerei des Aluminiumwerkes Arbeit bekommen hatte, und wohnten in der Siedlung, die durch den Kanalbau und den Bau des Aluminiumwerkes entstanden war, im so genannten Siedlungsabschnitt II (in der Nähe der jetzigen Kirche St. Josef). Jeder Werksangehörige hatte damals die Möglichkeit, „eine Siedlerstelle“, also ein Häuschen mit einem kleinen Stall und einem großen Grundstück zur Selbstversorgung zu erwerben.

Da mein Stiefvater an der Front war, hatten meine Mutter und ich nur Normalverbrauchermarken, und das war zum Sterben zuviel und zum Leben zuwenig, z. B. hundert Gramm Fleisch und ein halbes Pfund Brot in der Woche.

Große Angst hatten wir vor den Angriffen der Alliierten. Gut erinnern kann ich mich auch noch an die Bombardierung von Mühlendorf am 19. März 1945. Ich war damals siebzehn Jahre alt und machte eine Ausbildung zur Kindergartenhelferin. Der Kindergarten war in einem Behelfsheim untergebracht und wir hatten ungefähr dreißig Kinder zu betreuen. Die Tage vorher hatte es viel geregnet, und als der Alarm begann und wir mit den Kindern in den Keller gingen, stand der Keller circa fünf Zentimeter unter Wasser. Die Kinder fürchteten sich und weinten und wir versuchten sie mit Spielen und Liedern abzulenken bis Entwarnung gegeben wurde. Wie wir dann erfuhren, hatte die Bombardierung Mühlendorf mit vielen Toten und Verletzten schwer getroffen. Man erzählte, dass auch die Walzmühle bombardiert worden sei und dass das Mehl überall auf der Straße lie-

ge. Meine Mutter machte sich mit ein paar anderen Frauen sofort auf den Weg, denn so eine Gelegenheit, an Mehl zu kommen, wollte man sich nicht entgehen lassen. Nach ein paar Stunden kamen die Frauen enttäuscht zurück, denn das Mehl war durch den Brandgeruch unbrauchbar geworden. Sie waren entsetzt über das Ausmaß der Verwüstungen. Später hörte man, dass die Helfer noch nach Tagen Klopfen aus den verschütteten Häusern gehört hatten aber die Eingeschlossenen nicht retten konnten, da es kaum Hilfsmittel gab.



Unser Haus in der Gemeinderstraße, die im August 1945 in Ganghoferstraße umbenannt wurde. 1965 haben wir das Haus umgebaut

Wenn Fliegeralarm war, und das war oft jeden Tag der Fall, luden wir einen Koffer, der immer fertig gepackt bereit stand, auf einen Leiterwagen und rannten die eineinhalb Kilometer nach Erharting an die Isen. In den Auen waren viele Büsche, unter denen man sich gut verstecken konnte. Unsere Nachbarin, die allein lebte, war sehr dick und unbeweglich und konnte daher nicht so schnell laufen. Da aber der Zeitraum vom Alarm bis zum Auftauchen der Tiefflieger nicht lang war, setzten wir sie einfach auf unseren Leiterwagen und zogen sie mit. Einmal, als wir an den Isenauen ankamen, waren die Tiefflieger schon da. Einer flog so tief, dass wir den Piloten im Cock-

pit sitzen sahen. Wir retteten uns mit einem Sprung unter das Gebüsch. Allerdings kam unsere Nachbarin nur mit dem Oberkörper darunter, der dicke Hintern hatte nicht mehr Platz und blieb draußen. Ich muss heute noch lachen, wenn ich an diesen Anblick denke.

Ansonsten versuchten wir, soweit es unter diesen Umständen möglich war, so normal wie möglich zu leben. Einmal, als wir uns wieder in den Isenauen versteckten, irrte ein junger Soldat im Dickicht herum, halb verhungert und krank, mit einem Glasauge, das er von einem Kopfschuss hatte. Er hatte sich von seiner Truppe entfernt und wollte nach Hause zurück in die Nähe von Traunstein.

Wenn er von der Feldgendarmarie entdeckt worden wäre, hätten sie ihn sicher wegen unerlaubten Entfernens von der Truppe aufgehängt.

Meine Mutter nahm den armen Kerl mit nach Hause und gab ihm von unserem Wenigen zu essen. Für Verbrauchermarken anmelden konnten wir ihn ja nicht. Das ganze Unternehmen war nicht nur für ihn gefährlich, sondern auch für uns. Der einzige Mensch, zu dem meine Mutter Vertrauen hatte, war der Töginger Arzt Dr. Senft, denn der war ein ausgesprochener Gegner des Naziregimes. Er wurde dann später auch von den Amerikanern für die Übergangszeit in der Besetzung als Bürgermeister für Töging eingesetzt. Der Dr. Senft schrieb also dem Wickerl, so hieß der junge Soldat, ein Attest, dass er, als er zu seiner Truppe zurückwollte, krank wurde und nicht mehr weiter konnte. Aber er sagte uns auch, dass wir uns auf diese Bescheinigung nicht hundertprozentig verlassen könnten und den Wickerl lieber verstecken sollten und so blieb er bei uns.

Aus meinen Kleidern und Schuhen war ich längst herausgewachsen, aber es gab ja nichts, keinen Stoff, keine Wolle, aus dem man selbst etwas hätte machen können. Zwar bekam ich noch einen Bezugsschein für ein Paar Schuhe, aber es gab in keinem Geschäft mehr welche zu kaufen. Anfang Mai 45 hörte man das Gerücht, dass die Amerikaner schon in der Nähe von Neuötting sein sollten. Meine Mutter machte sich zu Fuß auf nach Altötting (ein Fahrrad besaßen wir nicht), denn da sollte es in einem Geschäft noch Holzsandalen geben. Aber sie kam bald zurück, denn unterwegs hatte sie erfahren, dass die Amerikaner nun schon in Winhöring sein sollten und sie traute sich nicht mehr weiter zu gehen.

Kurz nachdem sie zurück war, begann es zu schießen und wir versteckten uns in unserem Keller. Wir hatten große Angst, denn es hieß, in Erharting solle noch eine ganze Kompanie von SS-Leuten liegen. Was dann wirklich passiert ist, weiß ich bis heute nicht genau. Einige erzählten, dass ein paar Buben Leuchtraketen gefunden und abgeschossen hätten. Andere sagten, die SS-Kompanie hätte, bevor sie abzog, geschossen, worauf die Amerikaner unsere Siedlung beschossen haben. Auf jeden Fall waren viele Häuser in der Siedlung beschädigt, bei einem Haus war die Wand des oberen Stockes weg und es war für mich ein unvergesslicher Anblick, dass man die Einrichtung im Zimmer stehen sehen konnte.

Ein Flüchtlingsjunge von zwölf Jahren aus unserer Nachbarschaft, der gerade unterwegs gewesen war, wurde von einem Splitter getroffen und starb ein paar Tage darauf an den Verletzungen. Bei uns war Gott sei Dank nichts passiert. Aus einem alten Bettuch bastelten wir eine weiße Fahne, die wir uns aber aus Angst vor der SS erst aufzuhängen trauten, als die Amerikaner schon in Töging einzogen. Man war ja völlig im Ungewissen und musste sich auf das verlassen, was unter den Nachbarn erzählt wurde. Am 2. Mai 45 kamen sie dann mit Panzern und Lastwagen die Erhartinger Straße hereingefahren, standen mit der MP im Anschlag auf den Jeeps. Heute denke ich, dass sie vor uns genauso viel Angst hatten, wie wir vor ihnen. Als die Amerikaner kamen, mussten wir dem Wickerl Zivilkleider besorgen, denn er hatte ja nur seine Uniform und wäre trotz seinem Attest sicher sofort als Kriegsgefangener verhaf-



1942: Anna Stegmayer im großen Garten hinter dem Haus; im Hintergrund die Doppelhäuser an der Erhartinger Straße

tet worden. Eine Nachbarin gab uns eine Jacke und Hose ihres Mannes.

Doch wohin mit der Uniform? In unserer Angst vergruben wir sie im Garten unter dem Wasserfass. Die amerikanischen Soldaten nahmen den Wickerl dann ein paar Mal zur Kontrolle mit, aber er riss immer wieder aus und brachte uns dann meist noch etwas mit. Eine Armeedecke, aus der wir eine Jacke machten, oder ein paar Konservendosen mit Cornedbeef. Später, als es ungefährlich wurde, ist er dann zu Fuß nach Hause gegangen und wir haben nie wieder etwas von ihm gehört.

In den ersten Wochen war jeden Abend um 19 Uhr Sperrstunde, dann durfte man nicht mehr aus dem Haus gehen. Als die Frontsoldaten dann nach und nach von den Besatzungstruppen abgelöst wurden, wurde die Sperrstunde

auf 22 Uhr verlegt. Die Soldaten hatten sich im Gebäude der Schule einquartiert und wenn ich einkaufen ging, musste ich daran vorbeigehen. Einmal, als es regnete, standen die wachhabenden Soldaten lässig draußen, in einer Hand einen Regenschirm und in der anderen Hand eine Zigarette. Mir blieb der Mund offen stehen, denn so was hatte ich noch nie gesehen. Wir waren ja den Drill und die Disziplin unserer Truppen gewohnt gewesen und so kamen uns diese Soldaten vor wie von einem anderen Stern. Sie waren freundlich gegenüber der Bevölkerung und so unkompliziert, so was kannten wir einfach nicht. Wenn sie in ihren Jeeps vorbeifuhren, warfen sie den Kindern Kaugummi und Schokolade zu. Jeder versuchte irgendwas für die Besatzer zu tun, denn sie bezahlten gut, etwa dafür dass man ihnen die Wäsche wusch, mit Kaffee, Zucker und Zigaretten, Dinge die bis dahin für uns unerschaffbar waren. Auch meine Mutter machte die Wäsche für einen Soldaten. Als er einmal vorbeikam waren wir gerade beim Mittagessen, eine einfache Gemüsesuppe. Natürlich nur mit Wasser, denn was Butter oder Fett war, kannten wir schon gar nicht mehr. Wir boten ihm an mitzuessen, aber er wollte nicht. Erst als er sah, dass auch wir aus dem gleichen Topf nahmen, traute er sich etwas zu essen. Offensichtlich hatte er Angst wir würden ihn vergiften.

Für Zigaretten konnte man nun alles tauschen, was es auf dem Schwarzmarkt gab. Ein Stück Ami-Zigarette kostete fünf Reichsmark, aber Geld wollte niemand haben. Das stärkste Gefühl in der Erinnerung an diese Zeit war die Gewissheit, dass der Krieg endgültig vorbei war und man keine Angst mehr zu haben brauchte und dass die Luftangriffe vorbei waren.

Nun konnte man nach vorwärts schauen und versuchen, sich als junger Mensch ein halbwegs normales Leben aufzubauen. Es ging uns noch sehr schlecht damals, erst mit der Währungsreform im Juni 1948 wurde es besser. Langsam wurden die Läden wieder voll und es gab wieder viele Dinge zu kaufen. Als wir das Kopfgeld von 40 Mark in Empfang nehmen konnten, kaufte ich mir als erstes für eine Mark vier Kilo Äpfel, etwas, das ich nie vergessen werde. Ich könnte ein ganzes Buch schreiben über die Erlebnisse dieser Zeit, eines aber weiß ich mit Sicherheit: Ich habe nie wieder so intensiv gelebt wie in diesem Sommer des Kriegsendes.